

MARIA W.
PETER

Die
Festung am
Rhein

HISTORISCHER ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT

Die Antwort des jungen Mannes kam gepresst. »Vielleicht ist Ihnen entgangen, Herr Leutnant, dass Frankreich inzwischen Teil der Heiligen Allianz ist, zu der ebenfalls Preußen und Österreich zählen.«

Ein kaltes Lächeln umspielte Rudolphs Mundwinkel, während er sich langsam auf dem freien Stuhl niederließ und die Beine ausstreckte. »Einer Verbindung, die mehr der Bekämpfung revolutionärer Umtriebe in den eigenen Ländern dient als einer militärischen Verbrüderung untereinander. Was bedeutet, dass eine Aggression aus dem neuen französischen Königreich nicht auszuschließen ist. Und in einem solchen Fall könnten detaillierte Kenntnisse über Beschaffenheit und Funktionsweise der größten Festungsanlage des Gegners über Sieg und Niederlage entscheiden. Oder siehst du das anders?«

Der Gefangene schwieg.

»Und um auf meine ursprüngliche Frage zurückzukommen: *Wie* hast du es geschafft, all diese Informationen unbemerkt zu entwenden und ungestört über die Grenze zu schaffen?«

Keine Antwort.

Rudolph zog die Beine an, stützte die Ellbogen auf den Tisch und betrachtete den jungen Soldaten wortlos, bis dieser sich unter seinem Blick zu winden begann. »Noch einmal: Welche Helfer hattest du, und wie konntest du in den Besitz all dieser geheimen Pläne und Unterlagen gelangen?«

Der Junge öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, klappte ihn dann aber wieder zu.

»Ich versichere dir, Bursche, Verräter sehen bei uns schneller in eine Gewehrmündung, als sie *Amen* sagen können. Wenn du dich zudem aber noch weigerst, offenzulegen, was du weißt, kann der Aufenthalt bis dahin recht unangenehm werden. Also sag mir besser, wie ...«

»Ich habe das nicht getan!« Der Gefangene fuhr so heftig auf, dass er einen der Kerzenhalter vom Tisch stieß und der Wachposten nach seiner Waffe griff. »Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, dass ich nichts dergleichen getan habe ... ich ...« Seine Stimme brach.

Langsam stand Rudolph auf und machte zwei Schritte auf ihn zu. »Ich fürchte, Gott und seine ...«, er räusperte sich, »seine Heiligen werden dir nicht helfen, solange du lügst. Diebstahl und Verrat sind Gräuel in den Augen des Herrn.«

Verzweiflung und Trotz standen im Gesicht des Soldaten. »Ich bin wirklich unschuldig.« Seine Stimme klang erstickt.

»Nun denn.« Scheinbar konzentriert betrachtete Rudolph seine Nägel, bis er wieder den Blick zu dem jungen Mann erhob, der noch immer blass und bebend vor ihm stand. »Die Revolutionen der vergangenen Jahrzehnte mögen halb Europa ein wenig in Unordnung gebracht haben. Wenn es jedoch eine Sache gibt, an die ich unerschütterlich glaube, dann ist es der preußische Sinn für Ordnung und Sorgfalt. Und eben deswegen kann ich mir nicht vorstellen, dass ein Mann ohne Grund verhaftet worden sein sollte ...«

Flammende Röte zeigte sich im Gesicht des Soldaten, seine Nasenflügel zitterten, und seine gefesselten Hände ballten sich zu Fäusten. »Doch!«

Rudolph zog die Augenbrauen hoch. »Du willst mir also sagen, Bursche, dass du in dieser Sache aus reiner Willkür arretiert wurdest, ohne auch nur den kleinsten Beweis für deine Schuld?«

Mit zusammengepressten Lippen nickte der andere. »Genauso ist es.«

Rudolphs Stiefel knirschten leise, als er den Gefangenen schweigend umrundete und schließlich einen halben Schritt hinter ihm zum Stehen kam.

»Dann sag mir doch einmal, was die Ursache dafür sein könnte, dass ausgerechnet *du* hier wegen Spionage und Geheimnisverrats einsitzt. Wo du ja so vehement behauptest, unschuldig zu sein, und dafür sogar die Heiligen bemühst.«

Der Kopf des Jungen fuhr herum, und seine Antwort kam so unerwartet, dass Rudolph erst nicht begriff. »Ganz einfach, Herr Leutnant, weil ich Franzose bin.«

KAPITEL 3

Der Knoten in Rudolphs Magen hatte sich nicht gelöst, als er am nächsten Tag die Festungsbaustelle auf dem Ehrenbreitstein betrat. Überall herrschte Geschäftigkeit. Steinmetze hämmerten, und Zimmerleute sägten, Maurer, Bauschreiner und Schlosser verrichteten ihre Arbeit. Halb fertige Fassaden waren von hölzernen Baugerüsten eingefasst, die Winden der Seilzüge transportierten unter ohrenbetäubendem Quietschen Materialien, Mörtel, Gestein und Wasser. Das Treiben glich dem in einem Bienenstock, und inmitten der Handwerker und Arbeiter stach immer wieder das dominante Blau preußischer Uniformen hervor. Offiziere des Ingenieurcorps, die riesige Pläne zwischen den ausgestreckten Händen hielten, Fernrohre im Anschlag hatten oder mit Vermessungsgeräten hantierten. Aber auch einfache Soldaten waren zu sehen, Pioniere, die mit Schanzarbeiten beschäftigt waren und nun in der Mittagssonne schwitzten, damit zumindest ein Teil der Kasernenbauten im nächsten Jahr bezugsbereit sein würde.

Pünktlich. *Preußisch.*

Bereits jetzt standen die ersten Gebäudeteile, die später als Unterkünfte für die Soldaten dienen sollten, fertig da und mussten nur noch vollständig austrocknen. Und was das für Gebäude waren! Rudolph konnte nicht verhindern, dass er bei dem Gedanken daran erneut Stolz empfand. Stolz, weil er am Bau dieser unvergleichbar modernen und effektiven Feste beteiligt war. Dem Symbol des Aufbruchs, einer neuen Ära.

In diesen Mauern sollten die Soldaten seiner Majestät des Königs – alle Soldaten, gleich welchen Ranges und welcher Herkunft – menschenwürdige, ja sogar komfortable Wohnverhältnisse vorfinden. Die Ideen der Militärreform aus den Zeiten der Befreiungskriege hatten auch hier ihre Wurzeln geschlagen. Und da nun seit einigen Jahren in Preußen die allgemeine Wehrpflicht herrschte, jeder männliche Untertan des Landes zum Dienst in der Armee bestellt werden konnte, galt es, so für diese zu sorgen, wie es notwendig war, um ihren Kampfgeist und ihre Vaterlandstreue zu erhalten.

Ein Ziel, dem Rudolph, der selbst in ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen war und sich an die entsetzlichen Behausungen im Krieg erinnerte, aus ganzem Herzen zustimmte. Wurden hier doch auch die Ideale seines Gönners und Förderers Neidhardt von Gneisenau verwirklicht.

Zur Aufrechterhaltung der Schlagkraft und Verteidigungsfähigkeit der Feste war ein eigenes, ausgeklügeltes Versorgungs- und Wasserleitungssystem eingerichtet worden. Eine komplex ausgearbeitete Anordnung von Rohren lenkte sauberes Frischwasser in alle Gebäudetrakte und verlief – was besonders fortschrittlich war – innerhalb des Mauerwerks unter Mörtel und Putz, um ein Einfrieren der Wasserleitungen während der kalten Wintermonate zu verhindern.

Und dann gab es etwas, das Rudolph mit besonderer Begeisterung erfüllte: Eine Dampfmaschine, eine der ersten ihrer Art in den gesamten Rheinprovinzen, würde das

Wasser zu den verschiedenen Zisternen der Zitadelle pumpen. Zum ersten Mal wäre die Armee des Königs damit weitgehend unabhängig von den Launen der Natur, gebändigt durch den Erfindungsreichtum und die Genialität des menschlichen Geistes.

Obgleich der Anblick der stetig wachsenden Feste und das Bewusstsein ihrer Bedeutung das Gefühl grimmiger Zufriedenheit in Rudolph auslösten, konnte er sich an diesem Tag aufgrund der jüngsten Vorfälle eines gewissen Unbehagens nicht erwehren. Man hatte ihm, die Spionage und die entwendeten Pläne betreffend, nicht die ganze Wahrheit gesagt, und sein Zorn über diese Erkenntnis war so groß, dass es ihm schwerfiel, klar zu denken. Zwar hatte man ihn von offizieller Stelle angefordert, ihm in dieser Angelegenheit gewisse Verantwortung übertragen und ihn zur Befragung des Gefangenen hinzugezogen. Aber niemand hatte es für notwendig erachtet, ihn über alle Hintergründe aufzuklären.

Dieser Soldat, Christian Berger, der wegen Verrats und Spionage einsaß, hätte durchaus Gründe gehabt, sein Wissen über die Grenze nach Frankreich zu schaffen. War es doch sein *Vaterland*. Allerdings war der junge Gefangene, nach allem, was Rudolph verstanden hatte, nur zum Teil Franzose und entstammte der Verbindung eines Revolutionsoffiziers mit einer Rheinländerin. Dies erklärte, weshalb er überhaupt Dienst in der preußischen Armee hatte nehmen könnte.

In jedem Fall hatten diese Vorkommnisse ausgereicht, die Alarmglocken in Rudolph schrillen zu lassen. Wenn man in Betracht zog, dass zahlreiche Arbeiter, darunter auch Auswärtige, hier täglich ein- und ausgingen, ihren Teil zum Bau dieses gewaltigen Bollwerks beitrugen ... Wie konnte man sicher sein, dass diese tatsächlich alle das vereinbarte Stillschweigen wahrten? Ein Glas Wein zu viel in geselliger Runde, ein allzu neugieriges Eheweib. Da konnte es schnell geschehen, dass der Eid der Verschwiegenheit, der dem im entfernten Berlin weilenden König geleistet werden musste, in Vergessenheit geriet. Insbesondere wenn jemand, der ein Interesse an Plänen und Details des Festungsbaus zeigte, mit barer Münze lockte.

Allerdings unterlagen die militärischen Dokumente strikter Geheimhaltung. Keiner der angeworbenen Arbeiter, die unter verschiedenen Meistern und Betrieben ihren Dienst verrichteten, durfte sie zu Gesicht bekommen. Stattdessen gab es für jeden Bauabschnitt eine von den militärischen Details weitgehend bereinigte Version, die zudem nur einen winzigen Ausschnitt der Anlage zeigte. Jeden Morgen war ein Offizier aufs Neue damit beauftragt, diese Skizzen dem Meister und dem Polier des jeweiligen Bautrupps persönlich auszuhändigen. Die Arbeiter hingegen durften noch nicht einmal dieses bauliche Detail zu Gesicht bekommen und mussten blind mauern, lediglich nach den Anweisungen ihres Meisters. Abends wurden diese Pläne wieder eingesammelt und sicher verwahrt.

Auf der anderen Seite ... Rudolph schwindelte bei dem Gedanken, wie paradox mit der Sicherheit auf dem Ehrenbreitstein umgegangen wurde. Die modernste Feste ganz Europas, ausgeklügelt von den intelligentesten Ingenieuren und Strategen, die das Königreich zu bieten hatte, basierend auf den neuesten Erkenntnissen des Festungsbaus und der Verteidigungsanlagen – eine militärische Meisterleistung, um die Freund und Feind Preußen gleichermaßen beneidete ... Einerseits wurden alle baulichen Details auf peinlichste geheim gehalten, und andererseits wurde diese militärische Baustelle selbst

unfassbar offenherzig vorgeführt. Galt der Ehrenbreitstein doch sozusagen als ein riesiges Lehrstück, zu dem Handwerker, Bauleute und Ingenieure von überall her entsandt wurden, um zu lernen, zu experimentieren und den eigenen Horizont zu erweitern.

Und nun ... Rudolph konnte nicht verhindern, dass seine Zähne bei diesem Gedanken hörbar knirschten, lud man sogar noch Schaulustige ein, Reisende, denen man zeigen wollte, wie sich aus den Ruinen der Vergangenheit, hoch über dem Tal des Rheins und der Mosel, das aus Stein errichtete Monument einer neuen Zeit erhob. Mehr als einmal hatte er sowohl dem Festungskommandanten, Generalmajor von Hofmann, als auch den führenden Kräften des Ingenieurcorps dringend geraten, sorgsamer mit der Auswahl von Besuchern der geheimen Wehranlagen umzugehen.

Nutzlos! Offensichtlich war man in Berlin zu stolz darauf, die modernste Verteidigungsanlage aller zivilisierten Staaten zu besitzen, um darauf verzichten zu wollen, vor aller Welt damit zu prahlen. Wenn das nur nicht nach hinten losging! Mehr denn je spürte Rudolph seine Anspannung, als sein Blick über seine Festungsbaustelle glitt ...

Und dann entdeckte er sie.

Eine junge Frau – Rudolph schätzte sie auf Anfang zwanzig – balancierte auf einer der erst halb errichteten Mauern. Eine aus blauem Stoff gefertigte Schute saß etwas windschief auf schwarzem Haar, das dünne, hell geblünte Kleid, das sie trug, war vom Staub der Baustelle gelblich verfärbt und entsprach zudem nicht der neuesten Mode.

»Wie zur Hölle ...« Ruckartig fuhr er auf dem Absatz herum. Wer in aller Welt hatte dieses Frauenzimmer hier hereingelassen? Sie war nicht in Begleitung eines Soldaten. Also handelte es sich nicht um eine der Besucherinnen, die sich hin und wieder gerne die Anlage zeigen ließen. Was also hatte sie auf militärischem Terrain verloren?

An diesem Morgen war er zornig genug, um die Sache gleich an Ort und Stelle zu klären. Zielstrebig ging er in die Richtung, in der die junge Frau noch immer über Steinquader und halb fertige Mauern lief.

*

Franziskas Wut war so mächtig, dass sie in diesem Moment beinahe die Angst um ihren Bruder überdeckte. So gewaltig, dass ihr Blick zu verschwimmen drohte, während sie sich ihren Weg über Schutt und Geröll bahnte, um möglichst schnell diese entsetzliche Baustelle zu verlassen.

Nachdem ihr Onkel am Vorabend derart uneinsichtig gewesen war, hatte sie beschlossen, am Morgen noch einmal mit ihm zu sprechen. In der Hoffnung, dass er zur Vernunft kommen, in der Hoffnung, dass er seine guten Beziehungen zu den Preußen doch noch dafür einsetzen würde, seinen Neffen, den Sohn seiner Schwester Luise, vor diesen absurden Anschuldigungen in Schutz zu nehmen. Aus diesem Grunde hatte sie Hubert Kannegießer sogar auf der Baustelle besucht. Unter dem Vorwand, ihm das Mittagessen bringen zu wollen, hatte sie Zutritt zur Feste auf dem Ehrenbreitstein erhalten. Aber sie hätte sich den langen Weg auch sparen können.

Salaud! Wie konnte ihr Onkel sich nur derart kalt und hartherzig zeigen! Selbst jetzt noch, nachdem er die Gelegenheit gehabt hatte, die ganze Angelegenheit eine Nacht zu